

geschichtlichen Darstellungen größeren Stils Werturteile niemals ganz umgehen, und deshalb mußten die Verfasser sich klar vor Augen halten, daß weder ihre literarischen, noch ihre religiösen und sittlichen, noch ihre politischen Maßstäbe einfachhin deutsche Maßstäbe sind. Oder ist nur der Individualismus, von dem das Werk der Reformation lebt, deutsch — und nicht auch die Treue und der Sinn für Einordnung und Autorität, mit denen fast die Hälfte aller Deutschen zur alten Kirche hält? Und sind die undeutsch, die trotz der Anerkennung militärischer oder wirtschaftlicher Erfolge doch die Gerechtigkeit und überhaupt die sittlichen Werte auch im Staatsleben an die erste Stelle setzen? Hat nicht gerade die deutsche Literaturgeschichte wenig Anlaß, staatlichen Machtmitteln eine alles überragende Wichtigkeit beizumessen, da doch die Größen unserer literarischen Blütezeit dem von Koch gepriesenen Preußen Friedrichs II. durchweg nicht angehörten, und der waffengewaltigen Schöpfung Bismarcks der Ruhm einer glänzenden Literatur ebenfalls versagt blieb?

Mochten also Vogt und Koch ihre Überzeugungen für die allein richtigen oder für die dem deutschen Volke allein förderlichen halten, sie durften sich nicht schmeicheln, mit einer auf diesen Überzeugungen beruhenden Literaturgeschichte der im Vorwort als so sehr wünschenswert bezeichneten Zusammenfassung der Volkskraft zu dienen. Selbstverständlich würde eine vom katholischen oder vom sozialdemokratischen Standpunkt aus wertende Literaturgeschichte diesen Zweck ebensowenig erreichen. Der Begriff „deutsch“ aber läßt sich als Wertmaßstab überhaupt nicht verwenden, denn echt deutsch sind auch die deutschen Fehler. Was jemand als Vorzug oder als Fehler ansieht, hängt von seiner Weltanschauung ab. Und da es eine einheitliche deutsche Weltanschauung nicht gibt, müßten um der Wahrheit und des Friedens willen literarische und andere Werturteile wohl etwas weniger zuversichtlich, als leider von manchen beliebt wird, im Namen des deutschen Geistes gefällt werden.

Jakob Overmans S. J.

Ein Philosophenleben: Paul Deussen.

Das weltanschauliche System eines Philosophen ist nicht das Ergebnis einer rein logischen Gedankenarbeit; es entspringt den tiefen Gründen der Persönlichkeit, und alles, was auf diese formend einwirkt, fließt auch in etwa in das System ein. Die Person erklärt daher am besten das Werk.

Paul Deussen (1845—1919), der sich als unermüdlicher Erforscher der indischen Philosophie und als Bekämpfer Schopenhauers einen Namen gemacht hat, hat selbst seine Lebenserinnerungen aufgezeichnet, die wenige Jahre nach seinem Tode von seiner Tochter herausgegeben wurden¹. Aus ihnen kann man sehr gut das Werden dieses Philosophen erkennen.

Deussen verweilt mit einer ausgesprochenen Vorliebe bei seinen Jugendjahren, die er mit epischem Behagen schildert. Gerade diese Jahre lassen schon den späteren Entwicklungsgang erraten.

Wie sein Freund Friedrich Nietzsche, war auch Deussen Sprößling einer protestantischen Pfarrersfamilie, und das in zweifacher Weise. Sein Vater war Pfarrer in Oberdreis (Westertwald), und seine Mutter entstammte dem Pfarrhause in Wevelinghoven bei Neuß. Die materiellen Verhältnisse der Familie waren bescheiden, wenn nicht ärmlich zu nennen und boten den Kindern wenig Anregung. Auch die geistige Erziehung im Elternhause ließ manches zu wünschen übrig. Der Vater, der nach dem Urteil des Sohnes eher zu vielem andern als zum Pfarrer berufen gewesen wäre, schien an seinen Kindern kein besonderes Interesse zu nehmen, vernachlässigte ihren Unterricht und war bei der Anstellung der Hauslehrer für sie wenig wählerisch. Seine Mutter war eine engherzige Pietistin, die ihre Kinder mit vielen Gebetsübungen plagte und ihnen beim Übergang zum Gymnasium „vor Gottes offenem Angesicht“ das Versprechen abnahm, niemals eine Konditorei zu besuchen. So wurde dem kleinen Paul die christliche Religion mehr äußerlich beigebracht; sie ist ihm niemals Herzenssache geworden.

Mit zwölf Jahren kam er auf das Gymnasium in Elberfeld. Er wohnte bei einer Familie, in deren Haus ein „bigotter Ton“ und wenig Freude herrschte. Über den Religionsunterricht der Schule urteilt er: „In der Religionsstunde, welche von dem strengen und unheimlich düstern Direktor Bacterwek erteilt wurde, ging es sehr ernst zu. Eine reichliche Ausgabe (Aufgabe?) von Liederwerfen und längeren Bibelstellen zum Auswendiglernen hielt uns von Stunde zu Stunde in Angst, bis wir dahinterkamen, daß sich auch bei diesem gefürchteten Schulmonarchen hinter dem Rücken des Vordermanns ablesen ließ. Im ganzen wurde durch diese Stunde der Schatz

¹ Paul Deussen, Mein Leben. Hrg. von Dr. Erika Rosenthal-Deussen. (353 S.) (Leipzig 1922, F. A. Brockhaus.)

des aus Bibel und Gesangbuch Auswendig-
gelernten bedeutend bereichert, nie aber fühlten
wir unser religiöses Empfinden durch diesen
düstern Fanatismus angeregt oder erwärmt“ (50).

Schon nach zwei Jahren vertauschte Deussen
Elberfeld mit Schulpforta, wo er bis zum
Abiturientenexamen verblieb. Auch diese
Musteranstalt, deren damaligen wissenschaft-
lichen Unterricht er rühmt, legte in dem kritisch
veranlagten Knaben keine solide religiöse
Grundlage. Mit einer gewissen Ironie bemerkt
er nach Erwähnung seiner Konfirmation, daß
er „in Oberdreis uniert getauft, in Elberfeld
reformiert im Konfirmandenunterricht belehrt
und schließlich in Pforta lutherisch konfirmiert
worden“ sei (74). Hier in Schulpforta war
es, daß er Friedrich Nietzsche zum Kursge-
nossen hatte und mit ihm enge Freundschaft
fürs Leben schloß.

Nach gut bestandener Reifeprüfung bezogen
Deussen und Nietzsche die Universität Bonn,
wo sie sich in der theologischen Fakultät ein-
schreiben ließen. Bemerkenswert ist sein weh-
mütiges Geständnis zum Beginn der Universi-
tätsjahre, daß es ihm an jeder geistigen Leitung
gefehlt habe, obwohl er stets das lebhafteste Be-
dürfnis gehabt habe, sich ändern mitzuteilen.
Die theologischen Vorlesungen hatten für die
beiden Freunde wenig Reiz. Um so mehr
wurden sie von dem Studium der alten Klassiker
angezogen. Um jene Zeit erschien das Leben
Jesu von David Strauß. Beide lasen es.
Durch diese Lesung wurde in Deussen der Rest
von Gläubigkeit zerstört, der ihm bis dahin
noch geblieben war. Als er dem Freunde gegen-
über seine Zustimmung zu Strauß aussprach,
erwiderte ihm Nietzsche in Vorahnung seiner
eigenen Entwicklung: „Die Sache hat eine
ernste Konsequenz; wenn du Christus aufgibst,
wirft du auch Gott aufgeben müssen“ (83).

Nach längerem Schwanken zwischen Theo-
logie und klassischer Philologie wandte sich
Deussen der letzteren zu, befaßte sich aber auch
sehr eingehend mit Sanskrit und der Philoso-
phie Schopenhauers. Nach bestandenem Exa-
men wirkte er einige Jahre als Lehrer an den
Gymnasien in Minden und Marburg. Nach-
träglich unterzog er sich auch der theologischen
Prüfung, worüber ihm Nietzsche sein Erstaunen
ausdrückte. Deussen sah darin wohl nur eine
Sache des Wissens, nicht der religiösen Über-
zeugung. Die Tätigkeit am Gymnasium be-
friedigte ihn auf die Dauer nicht. Seine Ab-
sichten zielten höher; er wollte die Universi-
tätslaufbahn einschlagen. Dem stand aber
seine Vermögenslosigkeit im Wege. Eine Haus-
lehrerstelle in Genf und später in Rußland bei

dem Fürsten Zscherbatoff verschafften ihm die
nötigen Mittel und die erforderliche Muße
zur Vorbereitung, und so gelang es ihm, zu-
nächst in Genf und Aachen, später in Berlin
und von 1889 bis zu seinem Tode in Kiel als
Universitätsprofessor eine rege Lehrtätigkeit
zu entfalten. Da er sich gleichzeitig für Sans-
krit und Philosophie interessierte, wurde sein
Hauptarbeitsfeld die indische Philosophie.

Über die innere Entwicklung seiner Forscher-
jahre geben die Lebenserinnerungen nur wenig
Aufschluß. Tatsache ist, daß er sich mit staunens-
wertem Fleiß in die Kulturwelt und die Schrift-
ten Altindiens versenkte, sich als Sanskrit-
forscher große Verdienste erwarb und, der
Liebe zu seinem Fachgebiete erliegend, in einem
Neu-Buddhismus die Lösung der großen Le-
bensfragen sah. Hierbei verehrte er Schopen-
hauer als seinen Herrn und Meister, dessen
Ansichten er in völliger Verkennung der christ-
lichen Erlösungslehre für vereinbar mit dem
Evangelium wähnte. Daher ist ihm Schopen-
hauer der philosophus christianissimus; ja
einmal nennt er ihn sogar den „göttlichen
Schopenhauer“ (176), was mehr ist, als selbst
Schopenhauer, der von sich gewiß nicht gering
dachte, jemals hat erwarten können. Aber die
Versöhnung von Christentum und Buddhis-
mus ist auch Deussen nicht gelungen, und so
dürfte das Urteil der Fürstin Zscherbatoff über
ihn wohl zutreffen: „Mit einem Worte, ich
bin eine Christin und Sie sind ein Buddhist“
(198). Wiewohl er von seiner pessimistischen
Grundvoraussetzung aus in dem „Willen zur
Verneinung des Lebens“ den Kern seines
Systems sah, war er doch weder blind für die
Schönheiten der Natur und Kunst noch den
Annehmlichkeiten des Lebens abhold.

Ist hat Deussen zum Wanderstab gegriffen
und fremde Länder besucht. Über diese Streif-
züge durch Italien, Spanien, Griechenland
und Indien weiß er in anregender Weise zu
plaudern, ohne daß seine Schilderungen mehr
als flüchtige Eindrücke eines Vergnügungs-
reisenden wiedergäben. Zuweilen stößt man
auf sonderbare Urteile, die zeigen, daß die
Versenkung in die uralte indische Weisheit
ihn dem europäischen und christlichen Gedanken-
kreise entfremdet hat. So wenn er schreibt
(258): „Man begegnet häufig der Meinung,
daß ein Wechsel der Konfession aus äußern
materiellen Gründen verwerflich, geschieht er
aber aus Überzeugung, zu billigen sei. Ich
bin gerade der entgegengesetzten Ansicht.“ Für
Deussen sind eben alle Konfessionen nur Schalen
für den überall wesentlich gleichen Kern der
Religion. Um so befremdlicher ist die ge-

häßige Stelle über Bourdes (249), die das Buch verunziert. An einer buddhistischen Zeremonie würde wohl Deussen nicht eine solche abfällige Kritik gelibt haben.

Sucht man nach einer Erklärung, wie Deussen zu seinen so fremdartigen Anschauungen gekommen ist, dann muß man seine Unkenntnis des wirklichen Christentums in Betracht ziehen. In seiner Jugend kam er nur mit einem pietistischen Christentum in Berührung, dessen Dästerkeit und Übertreibungen seinen hellen und weltaufgeschlossenen Sinn abtöten. Unter dem Einfluß der radikalen Bibelkritik verlor er vollends den Glauben. Ein eifriges, aber auf eigene Faust betriebenes Studium der Heiligen Schrift ließ dann seinen schon voreingenommenen Geist in ihr die Ideen Indiens und Schopenhauers wiederfinden. Von der katholischen Kirche hat er höchstens die äußern Umfassungsmauern gesehen. So ging er an dem reichen Licht der christlichen Vorzeit vorüber und begnügte sich mit den Nebelgebilden Altindiens. Auch an Deussen bestätigt sich daher das Wort Mausbachs (Aus katholischer Ideenwelt [Münster 1921] 95): „So mischt sich immer wieder in das Studium heutiger Denksysteme, wenn man sie zu den philosophischen, dogmatischen und sittlichen Grundsätzen der (katholischen) Kirche in Beziehung setzt, das schmerzliche Bedauern, daß diese geheiligte, im Glauben und Denken der Jahrtausende erprobte Weisheit trotz ihrer Öffentlichkeit so vielen forschenden Geistern nur in undeutlichen oder verzeichneten Umrissen bekannt geworden ist.“

Max Frißilla S. J.

Katholisches aus Rumänien.

Der durch die Ergebnisse des Weltkrieges ansehnlich vergrößerte und, bis auf kleine Dafen, alle Angehörigen seiner Nationalität umfassende rumänische Staat befindet sich gegenwärtig in noch nicht abgeschlossenen Konkordatsverhandlungen mit dem Heiligen Stuhle. Von der 16 Millionen betragenden Bevölkerung der unter allen Balkanstaaten am meisten entwickelten Donaumonarchie bekennen sich 4 Millionen zur katholischen Kirche, darunter ungefähr 1½ Millionen mit griechischem Ritus und der darin seitens der Rumänen im 17. Jahrhundert angenommenen rumänischen Kultusprache. Eine besondere katholische rumänische Kirchenprovinz, Alba Julia, mit dem Metropolitansee in Blasendorf (rumän. Blaj) und den Bistümern Großwardein, Sberla und Lugosch trägt für die geistlichen Bedürfnisse

der ihrer Religion treu und eifrig ergebenden Gläubigen Sorge.

Doch stehen die übrigen nichtkatholischen Rumänen ihrer Vergangenheit nach der katholischen Kirche keineswegs so fern, wie es, absichtlich oder unabsichtlich, aber leider nur zu oft, in der Öffentlichkeit betont wird. Angeblich soll das orientalische, vom Heiligen Stuhl getrennte Christentum die ursprüngliche, angestammte Religion der Nachkommenschaft der römischen Soldaten sein, welche Kaiser Trajan nach Niederringung der Dacier in den zweiten Gebieten zwischen Theiß und Donjeßtr, zwischen der Donau und den nördlichen Karpathen ansiedelte. Tatsächlich aber war gerade der römische Katholizismus die „vorersterliche“ Religion (legea strămoşască), wie der in Rumänien so beliebte Ausdruck lautet, der jetzt politisch geeinten Dstromanen.

Schon früher wiesen katholische Schriftsteller aus den Reihen der siebenbürgischen Rumänen, wie z. B. Professor Grama und der Geistliche Ardeleanu, darauf hin, daß in der rumänischen Sprache alles zum eigentlichen Wesen der christlichen Religion Gehörige mit Ausdrücken offenbar lateinischen Ursprungs bezeichnet wird. So heißt Gott Dumnezeu (Dominus Deus), Religion legea (lex), der Sonntag Duminica, das Kreuz crucea, das Gebet rugaciunea, das Altarssakrament eumunicatura, die Kirche biserică (von dem in der römischen Kaiserzeit oft gebrauchten basilica abstammend). Wie die Sprache oft Beweise weittragender Bedeutung bietet, stellt sie für die Kirchengeschichte Rumäniens außer Zweifel, daß das Land die christliche Religion ursprünglich in lateinischer Form angenommen habe, was wiederum, dem Bestande des christlichen Altertums nach, den Verband mit Rom sicher einschließt.

Um so erfreulicher kommt uns dazu das offene Eingeständnis des Bukarester Professors Dnciu in seinem Werke über das Entstehen der rumänischen Fürstentümer, wonach das Heimatland der heutigen Rumänen, die römische Militärkolonie Dacien, kirchlich vom Erzbischof Justiniana abhing, dessen Würdenträger als päpstlicher Vikar Dacien leitete.

Der oben erwähnte Professor Grama hält es mit Recht für wahrscheinlich, daß bereits unter den von Trajan aus allen Teilen des römischen Reiches nach Dacien zur Kolonisation herangezogenen Militärveteranen Christen waren, besonders weil die auf die ältesten römischen Niederlassungen hinweisenden Ausgrabungen mitunter schon christliche Symbole zu Tage gefördert haben. Der Katholizismus